Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 14

Artikel: Die grosse Krankheit
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669413

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

IM ANBLICK DES FRÜHLINGS

JAKOB BOLLI

Die Nacht lag schwer im Grunde,
Das Herz in Kummer litt —
Und durch die düstre Stunde
Mit niegeheilter Wunde
Ein müder Wandrer schritt.

Da kamst im März des Jahres,
Du selber, Lenz und Licht,
Du schönes, tiefes, klares,
Du seelenvolles, wahres,
Du reines Angesicht. —

O frische Frühlingswelle,
O Leben, Lust und Schwung!
Brich auf, versiegte Quelle,
Jauchz' in die Morgenhelle,
Sing, Seele, sing dich jung!

Die grosse Krankheit

Von Ernst Eschmann

Wir leiden alle an der großen Krankheit unserer Zeit: Viel zu anspruchsvoll sind wir geworden. Wir langen nach den Sternen und übersehen, daß rings um uns unendlich viel Schönes und Bekömmliches ausgestreut liegt. Es gehört uns, einem jeden. Wir brauchen nur nach ihm zu langen. Ist es nicht köstlich, dieses Gärtlein mit seinen Blumen, und mitten drin das kleine, bescheidene Haus? Es steht an der Sonne, und im Stil der Heimat ist es gebaut. Frohsinn guckt aus den Fenstern, und ein Lied klingt uns entgegen, wie die Alten es schon gesungen haben. Freude, Liebe und Glück werden gepriesen und der Frühling, der ins Land gezogen ist. Auf der Wiese tummelt sich Jungvieh. Aus der Ferne winkt ein Wald.

Doch, was entdecke ich daneben? Ein Großer hat eine anspruchsvolle Villa daneben gestellt. In einem Stil, der den Augen weh tut, mit Türmchen und Erkern und farbigen Scheiben, mit einem fremdländischen Dach und bunten Ziegeln. Ein Park mit eisernem Gitterwerk umgibt den Bau, und ein Täfelchen warnt am Eingangstor: Achtung vor dem Hunde!

Ein Direktor, dem äußerer Erfolg beschert war, hat sich hierher gesetzt, und der stolze Bau posaunt in die Welt: Ich hab's geschafft! Ist er nicht herrlich, dieser Eingang? Tritt in die Halle, in der die Marmorsäulen stehen, in die Stuben, wo die kunstvollen Teppiche liegen, die blanken, goldgerahmten Spiegel von den Wänden blitzen und Tische und Stühle, Konsolen und Leuchter prangen, wie sie die französischen Könige des 18. Jahrhunderts liebten. Und die Bilder an den Wänden, die Bürgermeister in den Spitzenkrausen, die Damen in den Reifröcken, just im Begriff, ein zierliches Menuett zu tanzen.

Bäurische Kleinwelt und lautes Magnatentum, sie wollen keine Harmonie ergeben.

Und die modernen Künste, die Künstler unserer Tage! Wie viele haben sich auf abseitige Wege begeben und pflegen das Absonderliche!

Ein Großer hat einmal das Wort geprägt: Alles Große ist einfacher Art.

Wie steht's mit unserer Einfachheit, mit den Gütern, an denen wir alle, das Volk und alle Völker, teilhaben sollten? In einem beachtenswerten Buche des bekannten Kunstwissenschafters Johannes Volkelt lautet eine Stelle: „Unserer Zeit droht die Gefahr, den Sinn für das Einfache zu verlieren. Nicht nur die künstlerischen, sondern auch die alltäglichen Genüsse können nicht genug verwickelt und verzwickt sein, nicht genug die Natur überbieten und ihr zuwiderlaufen. Es gibt zahllose Dichter, Ton-

schöpfer, bildende Künstler, die ihre Aufgabe darin sehen, durch möglichst ungewohnte und künstliche Reize zu wirken, unserer Aufnahmefähigkeit ein möglichst noch nicht Dagewesenes zuzumuten, unsere Sinne und Phantasie durch die seltensten Mischungen und gewagtesten Dissonanzen aufzupeitschen, das schon allzusehr Gewürzte noch zu überwürzen, das schon Ueberladene noch mehr zu überladen, ja selbst grobstoffliche Reizungen nicht zu scheuen, um nur den Sinnen und der Phantasie unerhörte Leckerbissen zuzumuten."

Volkelt fährt fort: „Es kann nun kein Zweifel sein, daß eine solche Ueberkünstlichkeit des ästhetischen Darbietens und Genießens schwere sittliche Gefahren im Gefolge hat. Wenn dem Lebensgefühl gewisser Kreise der menschlichen Gesellschaft die Freude am Ursprünglichen, Natürlichen und Schlichten verloren geht, so besteht die Gefahr, daß auch die sittlichen Wertungen in diesen Kreisen eine Richtung ins Ungesunde, Verkünstelte erhalten. Zur sittlichen Gesundheit gehört, daß das Selbstbewußtsein, mag es noch so durchgebildet und in sich vertieft sein, doch sicher und selbstverständlich im Natürlichen wurzeln bleibe."

Seien wir ferne davon, dem Künstler Schranken aufzuerlegen, die sein Schaffen gefährden! Er braucht Raum und geistige Freiheit, sich zu entfalten, und es wird ihm nicht immer gelingen, wenn er auf neuen Wegen geht, den Zusammenhang mit seinem Volk nicht zu verlieren.

Die Zeit wird reden und entscheiden, ob er eine verständliche Sprache gesprochen hat. Große haben nicht nur ihr Land, sie haben ganze Jahrhunderte, die Welt erobert: Michelangelo, Bach, Goethe und hundert andere Meister dazu!

Schon Rousseau hat den Menschen seiner Generation den guten Maßstab in die Hand gegeben, nach dem sie ihr Leben gestalteten. Haller hat die Genügsamkeit der Aelpler und Bergleute besungen, und der empfindsame Salomon Geßner hat sich in ein Arkadien hineingeträumt, in der die Stille und der Friede der Natur seine Hirten glücklich machten.

Nicht, daß wir das Rad der Zeit zurückdrehen wollten. Die Gegenwart mit ihren umwälzenden Errungenschaften auf allen Gebieten sei gepriesen, und der Ruhm, der ihr gebührt, sei ihr nicht vorenthalten. Wir haben in den letzten Jahren manch bedeutsamen Ruck getan. Große Erfindungen haben wir uns zunutze gemacht. Ganze Bibliotheken sind geschrieben worden, und der Natur haben wir Geheimnisse abgelauscht, die unsere Vorfahren bestaunen würden. Ja die Natur in ihren Trieben und Kräften haben wir überwunden. Sümpfe haben wir in Wiesen verwandelt, Flüssen neue Wege gegeben, und karge Täler haben wir mit blauen Seen gefüllt. Durch die Drähte fliegt unser Wort, durch die Lüfte, über Gebirge und Meere hinweg wogen die Radiowellen und bringen uns Lieder und Symphonien ferner Länder und Völker, neue Sehnsüchte wecken sie in uns, neue Wünsche brennen nach Erfüllung. Wir wollen, wir müssen dabei sein. Fertigkeiten eignen wir uns an. Schon mit den Kinderschuhen beginnt's. Wir zersplittern, wir verzetteln uns. Unsere Nervenstränge fangen zu schwingen an. Zu viel ist auf uns eingestürmt. Zu viel haben wir gewollt. Auf der ewigen Jagd nach den irdischen Gütern haben wir uns verloren. Einer ist des andern Widersacher und Feind geworden. Schwarze Wolken stiegen am Himmel auf. Auf der Erde wurde es ungemütlich. Ein verheerender Brand loderte auf, der Krieg, und was Jahrzehnte, was Jahrhunderte in zähem Bemühen geschaffen hatten, riß er nieder. Kulturen vernichtete er, und was einem jeden tägliches Bedürfnis war, raubte er ihm: Brot, das Dach überm Kopf, Arbeit und Ruhe, menschliches Empfinden und Brudersinn.

In Scherben liegt das Glück. In Trümmern ist es über die Welt zerstreut, und keiner ist, der nicht wertvolles Gut zu suchen hätte. Der große Maßstab ist uns verloren gegangen. Mit Füßen ist zertreten worden, was uns die Natur bescherte. Nur Fetzlein liegen noch herum, da brennt ein Fünklein Liebe, dort winkt eine Hand: Komm zu mir! Sitz an meinen Tisch, und ich teile, was mir geblieben ist!

Und siehe da: Ein Wunder ist geschehen. Auf einmal sind wir wieder mit wenigem zufrieden, freuen uns an jedem Stücklein Brot, und was

wir ehedem kaum beachtet hatten, wir heben es wieder auf, mit Nadel und Faden retten wir es und sind froh, die letzten Vorräte nicht angreifen zu müssen. Das blanke Gold hat sich verflüchtigt. Dankbar und mit Freuden kehren wir zur Natur zurück, die uns verschwenderisch von ihren Schätzen schenkt. Sie kosten uns keinen Heller: Der Anblick eines blühenden Gartens, ein Baum in seiner Blätterfülle, ein Morgen, ein Abend, ein Saatfeld, die wandernden Wolken und die Sterne am Himmel.

So kehrt auf leisen Sohlen das Glück zu uns zurück, und unser Herz, das stocken wollte, wird wieder gesund. Es kurierte sich mit der Hausapotheke des weltweisen Lebenskünstlers Bruno Bürgel, der ohne die chemischen Erfindungen unserer pharmazeutischen Hexenküchen auskommt. Ich will sein natürliches Rezept zum Wohle unserer kranken Zeit allen preisgeben. Ich wünsche nur, daß möglichst viele es erproben möchten:

„Nimm ein Krüglein vom klaren Quellwasser Gesundheit, fülle hinein fünf Eßlöffel vom rosenroten Pulver der Liebe, zwei Lot veilchenfarbiger Güte und zehn Gran vom golden glänzenden Salz Rechtlichkeit! Das rühre gut durcheinander und schütte es in den zuverlässigen Topf Zufriedenheit. Laß alles sich mäßig erwärmen auf dem wohltätigen Feuer froher Arbeit, und ganz zuletzt tue hinein ein paar Messerspitzen von den köstlichen Kristallen, die man nennet: Ehrfurcht vor dem Unbekannten, Freude an der Natur, Liebe zum Schönen. — Hat sich's klar abgesetzt, gießt du es um in das bunte Fläschchen, das die Aufschrift trägt „Humor und Fröhlichkeit", so wird's ein Trank, der läßt dich in Ehren und Freuden zu hohen Jahren kommen."

Monte Carlo, gestern und heute

Langsam windet sich unser Wagen die Moyen Corniche hinauf. Wir haben Nizza hinter uns gelassen und seine Promenade des Anglais, die so schön ist, daß selbst die deutschen Okkupanten vergessen hatten, ihr den Namen zu ändern, das Meer liegt tief unten und die einzelnen Boote, die im Wasser schaukeln, sehen aus von hier, als wären sie Zündholzschachteln, in ein unendliches Blau getaucht.

Einige Kilometer noch und dann fahren wir wieder in Monte Carlo ein. Es hat sich nichts geändert seit jenem September 1939. Man hat die gleichen Blumenbeete wie damals vor der Kasinoterrasse gepflanzt, die Gendarmen tragen dieselbe Uniform, es gibt noch immer eigene Briefmarken der Monegasken und eigene Geldmünzen. Auch die Menschen sind noch dieselben wie einst. Wohl hat der Flimmer der Fürsten und Barone etwas gelitten unter dem Zustrom der Neureichen aus der „Geschäftsbranche" des Schwarzmarktes, aber die Hotels sind da und die Gärten, die Terrassen und die Baccaratische, und man spielt heute noch so wie einst. Man begegnet hier einem Luxus, der überall anders längst schon überholt ist, man atmet die Essenz einer anderen Zeit und erkennt besser als sonst, wo die letzten Reste einer vergangenen Welt.

Was hat sich nicht alles in den letzten achtzig Jahren geändert, seitdem auf dem schmalen, nur eineinhalb Quadratkilometer langen Streifen um die Burg des Fürsten von Monte Carlo das Kasino errichtet worden ist und die Hotels und Villen, als Monte Carlo rasch zum Mittelpunkt einer eleganten kosmopolitischen Gesellschaft wurde und Blanc die weltberühmten Konkurrenzen im Taubenschießen gründete. Russen, Italiener, Engländer und Franzosen bevölkerten die neuen Hotels. Ein Brasilianer gewann märchenhafte Summen, spielte aber weiter und verlor wieder alles. Für die Bank des Kasinos war der Malteser Kaufmann Bugeja weit gefährlicher. Er spielte nur Trente et Quarante, gewann in den ersten vier Wochen 150 000 Francs, ließ aber nicht locker und verlor dann wieder einen Teil seines Gewinnes.

Erfolgreiche Spieler werden auch heute noch